

Hände weg von Amman und Abdallah

Die Mächtigen der Welt sind nach Jordanien geeilt, um Übernahme-Interessenten abzuschrecken

Von Josef Joffe

Was haben BMW und Jordanien gemeinsam? Keiner ist ein *global player*, aber jeder kämpft in einer weitaus höheren Gewichtsklasse, als es den Pfunden gemäß wäre. Zweitens: In der Nachfolgekrise haben beide den natürlichen Erben verschmäht und dafür den Mann erkoren, der sich am besten „vermitteln“ läßt. Bei BMW wurde der hochbegabte, aber allzu kantige Entwicklungschef Wolfgang Reitzle verstoßen, in Amman der langjährige Kronprinz und Hussein-Bruder Hassan, ein Mann von Witz und Welterfahrung. Sogar physisch ähneln Hassan und Reitzle einander.

Schließlich: Die Welt sorgt sich. Denn sowohl Jordanien als auch BMW stecken in einer Krise, die lange vor dem Wochenende begann und beide zu klassischen „Übernahme-Kandidaten“ gemacht hat. Wenn es ein Begräbnis für gestürzte Vorständler gäbe, wären sicherlich die Bosse der Welt nach München gepilgert – so, wie die Könige, Präsidenten und Potentaten Hals über Kopf nach Amman gereist sind: Clinton, Blair, Schröder, Chirac, Netanjahu, sogar der halbtote Jelzin. All das für den König eines Viereinhalb-Millionen-Reiches? Nein, sie alle wollen einen Pfeiler in Nahost abstützen, der grundsätzlich immer einsturzgefährdet war, und noch nie so sehr wie heute.

Wie oft wurde schon die „Übernahme“ geprobt – wie von Jassir Arafats PLO, deren schleichender Putsch 1970

im „Schwarzen September“, der Konter-Offensive der Beduinen-Armee, endete? Oder von Syrien, dessen Panzer-Vorstoß 1970 nur durch den Gegen-Aufmarsch Israels abgeschreckt wurde. Drei Dutzend Attentate hatte Hussein überlebt, bevor der Krebs gegen ihn triumphierte. Und jetzt? Da lauern die Muslimbrüder, die den Frieden mit Israel zerstören wollen. Und niemand weiß, wem die Treue der Palästinenser gehört, die drei Fünftel der Bevölkerung ausmachen.

Die Clintons und Blairs kamen, um vor allem den Nachfolger des „Kleinen Königs“, den 37 Jahre alten Abdallah zu ehren. Und dazu hatten sie allen Grund. Denn bislang hatte den neuen König nur eines für den Thron vorbereitet: Der hochtrainierte Krieger führte die Spezialeinheit, sozusagen die Palastwache, die den Thron zu schützen hat. Clinton und Kollegen, allen voran der israelische Premier Netanjahu, waren in Amman, um ein Signal gegen alle „Übernahme-Interessenten“ zu setzen, daheim wie in der islamischen Welt bis hin nach Teheran: Hände weg von Abdallah und Amman.

Die Logik liegt auf der Hand. Kippt Jordanien ins Lager der Friedensfeinde, dann ist es um diesen Frieden, wackelig schon in besten Zeiten, geschehen. Denn Jordanien ist das einzige arabische Land, das praktisch zum strategischen Verbündeten Israels avanciert ist. Der Deal ist seit 30 Jahren klar: Die regionale Supermacht Israel schützt Jordanien vor

den Gelüsten seiner Nachbarn, Amman schützt Israels verwundbare Ostflanke auf einer Länge von 500 Kilometern. Fällt dieser Verbündete plötzlich weg, gerät er in die Hände von arabischen Ultras, dann wird Israel noch unnachgiebiger gegenüber den Palästinensern agieren als je zuvor.

Schlimmer: Israel könnte sehr wohl vorausseilend eingreifen, wenn es überzeugt wäre, Syrien, Irak oder irangetreuen Fundamentalisten zuvorkommen zu müssen. Das wäre ein Krieg wie anno 1914: einer, den niemand wirklich gewollt hatte, der aber durch die bössartige Dynamik von Rüstung und Gegenrüstung, Aufmarsch und Gegenaufmarsch geradezu erzwungen wurde. Deshalb wünscht jeder, wahrscheinlich auch Damaskus und Bagdad, dem neuen König Glück und Gedeihen.

Der Westen wünscht sich jedenfalls einen Abdallah, der schon morgen die Statur seines Vaters erlangt, eines Mannes, der zwar in seinem Leben viele Fehler gemacht hat (als er sich etwa 1990/91 für den Kuwait-Räuber Saddam stark machte), aber eine Autorität besaß, die kein Nahostler, außer vielleicht Rabin und Sadat, je aufbringen konnte. Wahrscheinlich wäre das Wye-Abkommen zwischen Israel und den Palästinensern nie zustande gekommen, wenn Hussein sich nicht vom Krankenbett in der Mayo-Klinik erhoben hätte, um sein ganzes Gewicht in die Waagschale zu werfen.